

Nr. 131. Bromberg, den 23. Juni 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

Vertrieb: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Eine Stunde später erschien der Justizrat Dr. Oevenbeck im Zimmer Argentuelas. Der Chefarzt Professor Toldt und ein junger Assistenzarzt wurden herbeigerufen. In ihrer und des Obersten Charles William Holligan Gegenwart diktierte Juan Fernando Argentuela aus Para in Brasilien seinen letzten Willen. Er bestimmte, daß der Leutnant Rudyard Charles Holligan, Fort Leaton, Texas, U. S. A., der Erbe des gesamten Besitztums sein solle, sofern nicht der Oberst einem Mann namens Jan Fock, zurzeit unbekannten Aufenthalts, eine Hälfte des Erbes zuspräche. Die Entscheidung über die Teilung der Erbmasse stehe einspruchslos und ausschließlich dem Obersten zu. Er allein habe darüber zu befinden, ob und in welchem Maße der genannte Jan Fock des Erbes teilhaftig werden solle. —

Argentuela starb in der folgenden Nacht. Ein neuer Fieberanfall hatte schon in den ersten Nachmittagsstunden eingesetzt. Der Kranke unterlag ihm kampflos. Bei Anbruch der Dunkelheit verlor er das Bewußtsein, und unmerklich für die, die sein Lager umstanden, schlief Juan Fernando Argentuela hinüber in den Tod.

XI.

Rickenbach war mit seinem trocknen und sehr sachlichen Bericht zu Ende gekommen. Er erhob sich aus seinem Sessel, warf einen kurzen Blick auf Fehr und zündete sich dann seine erloschene Zigarre zum zweitenmal an. Während er dicke Rauchwolken auspaffte, wartete er, daß Jörgen das Schweigen breche, einen Vorschlag mache und sich zur Hilfe bereit erkläre. Aber Fehr sprach kein Wort. Er begnügte sich damit, mit den Fingern auf die Armlehnen seines Sessels zu trommeln und sehr niedergeschlagen vor sich hinzusehen. Rickenbach legte seine Hände auf dem Rücken ineinander und begann, im Zimmer auf und ab zu wandern.

Das Schweigen begann Fehr unerträglich zu werden. Er räusperte sich, besah sich den Skarabäus, den er am Ringfinger der linken Hand trug, und nahm endlich Anlauf, ein tröstendes oder mitleidiges Wort zu sagen.

Glücklicherweise kam ihm Rickenbach zuvor. „Du wirst dir denken können, lieber Jörgen, warum ich dir von diesen ... Geschehnissen hier im Bureau und nicht zu Hause Mitteilung machen wollte. Hier erledigt sich dergleichen besser. — Um es nochmal zu wiederholen: Johannings Lage ist gefährlich, aber nicht hoffnungslos. Gäbe man ihm einen langfristigen Kredit zu menschlichen Bedingungen, so wäre er über den Berg hinweg und könnte sich halten. Es handelt sich um — sagen wir mal — hundertfünfzig bis zweihunderttausend Mark. Mit diesem Geld könnte er seine Neubauten beenden und im nächsten Jahr lohnender arbeiten. — Du hörst mir zu, Jörgen?"

„Aber gewiß!" bestätigte Fehr eilig, obwohl er nichts als die beiden drohenden Zahlen vernommen hatte.

Rickenbach betrachtete ihn mißtrauisch, denn Fehrs Gesicht verriet, daß er bei ganz andern Dingen war.

„Johanning braucht das Geld etwa für ein Jahr. Bringen wir es für ihn auf, so ist er gerettet, und auch meine Einlage ist wieder sicheres Geld. — Nun frage ich dich, Jörgen: willst du die fünfzigtausend Dollar, die dein Bruder dir schuldet, schon jetzt flüssig machen, damit Johanning wieder auf die Beine kommt?"

Fehr sah auf. Sein Gesicht drückte tödliche Verlegenheit aus.

„Ich müßte mich mit Hellmuth in Verbindung setzen," antwortete er ausweichend.

„Verzeihung — ich nahm an, daß du über dieses Geld nach Belieben verfügen könntest. Du sagtest, es handle sich um dein Erbteil!"

„Ja, gewiß, selbstverständlich — aber ... versteh mich recht, Papa, — ich weiß nicht, ob Hellmuth einen so großen Betrag sofort aus dem Geschäft ziehen kann."

Rickenbach kniff die Augen zusammen. Die Asche seiner Zigarre fiel auf den Fußboden, als er eine ungeduldige Handbewegung machte. „Ich will dir keinen Zwang antun, mein Lieber! Wenn dir das Geschäft zu waghalsig ist, darfst du in Gottes Namen die Hände davon lassen. Es war ein Vorschlag — eine Bitte ..."

„Ich bin durchaus bereit, Papa, aber ob mir Hellmuth einen Betrag in der gewünschten Höhe sofort ..."

„Ein Telegramm nach Chikago kann dir darüber ja leicht Klarheit verschaffen."

„Gewiß! Ich werde sofort kabeln!"

„Du bist also einverstanden?"

„Jawohl!"

Rickenbach atmete auf, obwohl sein Mißtrauen gegen die flaue Zusage Jörgens noch immer nicht ganz geschwunden war. Er streckte ihm die Hand hin. Fehr erhob sich, nahm die Hacken zusammen und verbeugte sich, als nähme er einen Glückwunsch entgegen.

„Ich danke dir, mein Junge! Du erweist dem armen Johanning und mir einen sehr großen Dienst."

Fehr verbeugte sich abermals und nahm wieder Platz.

„Und nun bitte ich dich," fuhr Rickenbach fort, „recht bald nach Chikago zu kabeln. Die Minuten sind kostbar. Wenn wir morgen den Bescheid nicht hier haben, kann's Johanning den Kopf kosten."

„Ich werde sofort telegraphieren, Papa. Du kannst dich darauf verlassen!"

„Schön! — Und nun darfst du dich endlich trollen! Erla wird schon an Mord und Totschlag denken, weil du so lange ausbleibst. Schieb alle Schuld auf mich! Mein Rücken ist breiter als deiner, und ich bin's schon gewohnt, Sündenbock zu sein. — Grüß sie!"

„Vielen Dank, Papa! Ich werd's ausrichten!"

Rickenbach geleitete ihn bis zur Tür und nahm lächelnd wahr, daß die kleine Herting schwärmerische Augen machte, als Fehr das Zimmer durchschritt.

Ein Windhund, dieser Jörgen! dachte Rickenbach, als er an seinen Schreibtisch zurückkehrte. Ein Hans Dampf in allen Gassen, der es versteht, den Leuten Sand in die Augen zu streuen und dabei das unschuldigste und höflichste Gesicht der Welt macht. Rickenbach begriff in diesem Augenblick die Wahl seiner Tochter, obwohl er sie niemals gebilligt hatte.

Rickenbach trat ans Fenster und sah auf die Straße hinab. Fehr trat grade aus dem Haus. Er ging erst ein paar Schritte nach links, hielt dann inne, um sich eine Zigarette anzuzünden und rief dann eine Autodroschke herbei. Der Wagen fuhr mit ihm der Innenstadt zu! Warum fuhr er nicht nach dem Westen? Zu Erla? Er hatte es doch versprochen! Warum bestieg er überhaupt ein Auto, da doch die Wohnung am Kurfürstendamm kaum zehn Minuten entfernt lag?

Rickenbach ward von Unruhe gepackt. Als eine Stunde vergangen war, rief er Erla an. Von ihr erfuhr er, daß Fehr sich unbegreiflicherweise noch nicht habe blicken lassen.

Er wird erst das Telegramm absenden wollen und sich den Kopf zerbrechen, welche Fassung er seiner Bitte geben soll, versuchte Rickenbach sich zu beruhigen. Liebesbriefe gehen ihm sicherlich leichter von der Hand, dem Schwerenöter!

Aber als Rickenbach gegen drei Uhr nach Hause kam, hatte Fehr noch immer nicht seinen versprochenen Besuch gemacht. Erla war allein zu Hause und empfing ihren Vater. „Ich habe ihn dreimal angerufen," sagte sie, „und jedesmal hat sein Diener behauptet, er sei in der Stadt."

Rickenbach legte umständlich seinen Mantel ab. Er gab keine Antwort.

„Hast du mit Jörn gesprochen, Papa?" fragte Erla.

„Ja."

„Und ihm alles gesagt?"

„Alles."

„Wollte er nicht herkommen? Gestern abend versprach er es."

„Er versprach es auch mir."

„Und er hat sich nicht hören und sehen lassen? Was mag das bedeuten?"

„Das mag bedeuten, Erla, daß Fehr ein feiger Lump ist!"

Erla schwieg. Sie dachte an den „Blue Star" mit größeren Besorgnissen als an den Treubruch Fehrs. Wenn auf das Geld aus Chikago nicht zu hoffen war, so würde die Mutter unbedingt den Stein verkaufen. Erlas Herz ward zusammengeschnürt von Angst und Ratlosigkeit.

Als Rickenbach in sein Arbeitszimmer ging, folgte sie ihm. Er machte sich am Schreibtisch zu schaffen, wo einige Papiere unordentlich umherlagen, hob dann plötzlich den Kopf und fragte: „Kennst du die Chikagoer Anschrift des Bruders?"

Erla antwortete zögernd: „Ich weiß nur, daß die Firma Olßen & Fehr heißt. Die Werft liegt in Süd-Chikago am Great Calumet River. — Weshalb fragst du danach?"

„Jetzt werde i c h an Hellmuth von Fehr kabeln."

„Warum?" fragte Erla erschrocken.

Rickenbach zuckte die Achseln und machte eine wegscheuchende Bewegung mit der Hand. Er antwortete nichts.

Das Telegramm ging noch am gleichen Nachmittag ab. Die Antwort, die am folgenden Abend eintraf, hatte einen sehr schroffen Ton. Hellmuth von Fehr telegraphierte, daß er seit mehr als zwei Jahren keine Beziehungen mehr zu seinem Bruder unterhalte, und daß Jörgen ein Betrüger sei, wenn er behauptet habe, noch irgendwelche Forderungen an seinen Bruder stellen zu können.

XII.

Jan Fock hatte nie eine schlimmere Nacht verbracht als die, die seinem Besuch bei dem Händler im Hafenviertel folgte. Den Anfechtungen, die ihm die siebentausend Dollar bereiteten, drohte er zu erliegen. Seine guten Vorsätze zerschmolzen, die Schiffsplanken erschienen ihm nicht mehr als verlockender Aufenthaltsort. Mit siebentausend Dollar in der Tasche, glaubte er, könne man die Welt erobern. Außerdem war er fest überzeugt, daß der Händler ihm ein Schandgebot gemacht hatte. Zwar war er über Edelsteinpreise nicht unterrichtet, und er wußte namentlich nicht, wie hoch Saphire bewertet wurden, aber daß siebentausend Dollar für einen echten Stein dieser Größe ein Spottgeld waren, bezweifelte er nicht. Wahrscheinlich würde er auch zehntausend herausschlagen können. Die Aussicht auf ein solches Vermögen umgaukelte ihn wie ein Rausch.

Der andere Morgen fand ihn nüchterner. Es war ihm, als sei er aus schwerer Trunkenheit erwacht. Um sich selber zu überrumpeln, begab er sich sofort zu einer Bank, wo er den Schmuck in einen Tresor geben wollte. War dies erst geschehen, so konnte er an Fräulein Erla Rickenbach einen unterschriftslosen Brief senden und sie bitten, ihr Eigentum aus Genua abzuholen.

Er verbannte aus seinem Kopf nach Möglichkeit alle lockenden Gedanken, er zwang sich, die zehntausend Dollar zu vergessen und versuchte, sich dafür das Bild der Frau zu vergegenwärtigen, die ihm für seinen Verzicht gewiß dankbar sein würde, und um derentwillen er alle Martern seiner Versuchungen ertrug. Vielleicht sah er sie doch noch einmal wieder — über Jahr und Tag vielleicht — und konnte ihr dann gestehen, in welche bittere Not auch ihn der Einbruch in das Hotelzimmer zu San Remo gestürzt hatte.

An der Bank gab man ihm höflich und zuvorkommend alle Auskünfte, die er erbat. Man erklärte sich bereit, ihm ein Stahlfach zu überlassen. Für welche Zeit er denn mieten wolle?

Jan überlegte. Morgen verschwand Jan Fock, der Hochstapler endgültig und für immer von der Bildfläche und würde sich niemals mehr um den Tresor kümmern können. Deshalb mußte er vorsichtig sein. Es bestand die Gefahr, daß Fräulein Rickenbach nicht sogleich nach Genua reisen konnte

„Ich möchte für ein Vierteljahr mieten", sagte er.

Der Angestellte erkundigte sich nach der gewünschten Größe des Stahlfaches und nannte dann als Mietspreis einen Lirebetrag, über den Jan nicht mehr verfügte.

Sein Gesicht zog sich schmerzhaft zusammen. Es war ihm, als bräche der Boden unter ihm ein, und als er die Augen für eine Sekunde schloß, sah er in lockenden leuchtenden Goldbuchstaben die Ziffer: 10 000 Dollar!

Der Form halber stellte er noch etliche Fragen, bedankte sich für die Auskunft und ging. Das Schicksal wollte, daß er diesen verdammten Schmuck nie und nimmer los werden sollte.

Hatte er jetzt nicht wirklich alles Erdenkbare getan, um sich wieder ehrlich zu machen? Er bestätigte es sich ausdrücklich. Er hatte a l l e s getan, was er konnte. Für die Rückfahrt nach Berlin reichte sein Geld nicht mehr aus, er besaß auch nicht mehr genug, in Genua zwei oder drei Tage zu warten, damit Erla Rickenbach ihren Schmuck sogleich von ihm in Empfang nehmen könnte. Außerdem verspürte er keine Lust, sich verhaften zu lassen. Sollte er den Schmuck etwa als Muster ohne Wert nach Deutschland zurückschicken?

Der Weg von der Bank zu seinem Hafenhotel führte ihn durch die Via S. Lorenzo, die das Gebiet der Altstadt begrenzt. Er brauchte sich nur nach links zu wenden, um in wenigen Minuten den Laden zu erreichen, wo der Bucklige mit den siebentausend Dollar auf ihn wartete. Es war schwer, ganz unerträglich schwer, graden Kurs zu halten und n i c h t nach links abzubiegen. Jan marschierte tapfer gradeaus.

Jan haßte den Schmuck in seiner Tasche, wie er niemals einen toten Gegenstand gehaßt hatte. Er verabscheute ihn.

Als er in dem dürftigen Zimmer seines Hotels angelangt war, nahm er seinen Koffer zur Hand, öffnete ihn und tat seinen Schmoking hinein, sowie den funkelnagelneuen blauen Anzug, den er sich vor sechs Wochen drüben am Broadway gekauft hatte. Und da der Koffer noch einige leere Ecken aufwies, tat er zwei Paar Schuhe hinzu, die so teuer gewesen waren, daß er sie bisher kaum anzuziehen gewagt hatte. Dann schloß er den Koffer und fuhr mit der Straßenbahn zur Piazza S. Lorenzo.

Den Koffer samt Inhalt verkaufte er im ersten besten Trödelladen, der an seinem Weg lag. Er wurde bei diesem Geschäft schändlich betrogen, aber er bemerkte es nicht, denn er war viel zu erregt: der Bucklige mit den siebentausend Dollar wohnte nur eine Querstraße entfernt. Für alle Herrlichkeiten, die sein Koffer enthielt, bekam er 600 Lire. Er steckte das Geld in die Tasche und ging zur Bank zurück.

Er tat den Schmuck, der seine Hände zu verbrennen drohte, in das mit sündhaft teurem Geld bezahlte Stahlfach, bestimmte, daß Fräulein Erla Rickenbach aus Berlin gegen Aushändigung des Hinterlegungsscheines berechtigt sein sollte, das Fach zu öffnen und den Inhalt zu entnehmen, er leistete, ohne hinzusehen, alle Unterschriften, die von ihm verlangt wurden, bezahlte seufzend den Mietspreis und empfahl sich.

Es war überstanden.

Dann wanderte er wieder die Via S. Lorenzo hinunter. Ihm war leicht und frei zumute, — so leicht und frei wie den Vögeln unter dem Himmel, die unser himmlischer Vater in seiner großen Güte ernährt.

(Fortsetzung folgt.)

Spießbürgerliches aus Paris.

Man liest soviel von Paris, prickelnde Stimmungsbilder, interessante Essays, geistreiche Gedankensplitter, daß man mit den gespanntesten Erwartungen zur Seinehauptstadt kommt. Ich war da, überlege aber immer noch, ob ich auch wirklich in Paris war. Da an der Tatsache des Aufenthaltes in der Hauptstadt Frankreichs wegen überzeugender Tatbeweise nicht zu zweifeln ist, grüble ich darüber nach, ob ich auch ein rechter Europäer bzw. ein moderner Deutscher bin oder ob mir der nötige esprit und das Verständnis fehlt, was schließlich zu entschuldigen wäre, weil ich im Osten wohne. Ich habe nämlich in Paris viel Interessantes gesehen, daneben aber noch mehr, was auch in anderen minder angesehenen Großstädten zu finden ist, ja sogar allerlei, was Berlin als Spießbürgerlichkeit angekreidet wird.

Ich muß von Anfang an berichten. Von der f r a n z ö s i s c h e n G r e n z e meine ich.

Wir sind in Jeumont angelangt. In dem Kölner D-Zugabteil 2. Klasse sitzen lauter Deutsche. Ein Auslanddeutscher aus Peru, ein junger Mann, der in Paris eine Stellung antreten will, ein „kunstverständiges" Ehepaar, das in Paris sich an Kunst berauschen will, eine ältere zurückhaltende Dame und ich. Letztere hat sich während der Fahrt durch Belgien an dem allgemeinen Gespräch nicht beteiligt,

außer daß sie ein Wort von deutschem unrecht im Kriege einfließen ließ. Beim Überschreiten der französischen Grenze aber wird sie lebhaft und beginnt über die Zivilisation, die Ritterlichkeit und sonstigen Tugenden der Franzosen ein Loblied anzustimmen. Das Lob wird dadurch noch erhöht, daß Deutschland dabei als dunkler Schatten verwendet wird, von dem sich das französische Licht um so wirkungsvoller abhebt. Als auch der Krieg und die Nachkriegszeit hineingezogen wird mit derselben Verteilung von Licht und Schatten, räuspert sich der peruanische Auslandsdeutsche, stellt seine Kriegserlebnisse — er war als Offizier die ganzen Jahre an der französischen Front — und seine Welterfahrungen dagegen. Die Dame aber schneidet empört jede Einwendung mit der Feststellung ab, sie habe vor dem Kriege lange Jahre in Frankreich gelebt, sie kenne den Franzosen aus und ein, das seien alles nur deutschnationale, alldeutsche und deutschvölkische Verleumdungen und Gehässigkeiten. Da der Jüngling und das kunstverständige Ehepaar die in ihren heiligen Gefühlen beleidigte Dame eifrigst unterstützen, eine Auseinandersetzung auf französischem Boden auch nicht ratsam erscheint, schweigen wir. Die Dame aber spielt als letzten Triumph aus: „Sehen Sie, wie zivilisiert die Franzosen sind, wir halten schon so lange und es ist noch niemand zur Zollrevision gekommen.“ „Warten wir's ab, die Aufenthaltszeit ist noch nicht um!“ „Nein, die Franzosen sind für eine Kofferdurchsuchung zu höflich.“ Mein Nachbar und ich lächeln, sagen aber nichts. Nach einer geraumen Weile rennt ein Eisenbahner durch den Zug. „Alles vorbereiten für die Zollrevision!“ Ich hole meinen Koffer herab und schließe ihn auf, der „Peruaner“ macht's mit seinem Gepäck ebenso. Die anderen rühren sich nicht. Die Dame sagt: „Das ist nur eine notwendige Formsache. Revidiert wird in Frankreich nicht!“ Bald erscheint der Zollbeamte. Als er sieht, daß die meisten Koffer noch ungeöffnet im Gepäcknetz aufgestapelt sind, fängt er gehörig an zu schimpfen. Die Dame redet auf ihn in gewähltestem Französisch ein. Alles verstehe ich nicht, da ich seit meiner Schulzeit schon allerhand vergessen habe. Aber es muß auch auf den Zollbeamten keinen Eindruck gemacht haben, denn er verlangt barsch, der Koffer solle sofort heruntergenommen werden. Da mein Gepäck „vorbereitet“ ist, beginnt der Zöllner bei mir mit der Revision. Ich sehe gelassen zu, wie er alles umwühlt und sogar in eine Dose Kruschensalz riecht, habe ich doch schon etzliche italienische, ägyptische, türkische, nicht zu vergessen polnische Zollrevisionen erlebt. Bei meinem Nachbarn aus Peru geht's ebenfalls glatt ab. Die Dame hat ihren Koffer neben sich auf dem Sitzpolster. Verschlossen. Der Zollbeamte fragt, warum sie ihn nicht geöffnet habe. Gekränkt erwidert die Gefragte, er werde doch nicht den Koffer einer Dame durchsuchen, sie könne versichern, daß sie nichts Verbotenes darin habe. Der Beamte erklärt kurz und grob, wenn sie nicht sofort öffne, müsse sie aussteigen. Daraufhin schließt sie auf. Nun wird ihr von des Zollbeamten Hand alles durchwühlt. Als die säuberlich zusammengelegte Wäsche an die Reihe kommt, schreit sie empört: „Das ist Leibwäsche, meine Leibwäsche, die Leibwäsche einer Dame.“ Es hilft alles nichts, keine Schamröte, kein Verzweiflungsblick. Selbst die intimsten Kleidungsstücke werden herausgenommen und befühlt. Zollpflichtiges wird nicht gefunden. Nachdem alle Koffer des Abteils durchgesehen sind, müssen alle Reisenden hinausgehen. Ich weiß aus Erfahrung, was nun folgen wird. Die Dame aber ist der Verzweiflung nahe, als der Beamte die Polster der Sitze genau befühlt, die Manteltaschen durchsucht und in alle Ecken schaut. Damit hat die Zollrevision ein Ende. Der Zug fährt ab.

Die Dame ist in ihrer Ecke zusammengesunken, als ob das Ideal ihres Lebens vernichtet worden wäre. Sie sagt kein Wort mehr.

Paris . . . Der Nordbahnhof kann sich mit modernen Bauten nicht messen. Und die Verwechselung von links und rechts — die Züge fahren auf dem linken Geleise, man steigt links ein und aus, die linke Seite ist die Ankunftsseite — macht auch nichts vornehmer.

Gepäckträger reden mich auf deutsch an. Ein Postkartenverkäufer bietet mir seine Souvenirs an. Als ich mit dem Kopf schüttele über den Kitsch, zieht er geheimnisvoll aus der Tasche eine Photographienserie mit lauter nackten Weibern. Meine grobe Zurechtweisung setzt ihn in baffes Erstaunen. Die Straßen in der Nähe des Bahnhofs haben kein besonderes Gesicht, wie's eben in einer Großstadt aussieht . . . Die Boulevards aber haben ihre besondere Linie und ihren Reiz, Tradition und Kultur.

Das Sitzen in Stühlen auf dem Bürgersteige vor den Kaffeehäusern ist südländische Sitte. Mein Vergnügen ist's freilich nicht, eingepökelt in solchen Stuhlreihen zu sitzen. Ich ziehe einen bequemen Sitz in einem Vorgärtchen eines deutschen Kaffeehauses vor. Was auf den Boulevards vor einem vorbeiflutet, ist spezifisch großstädtisch. Das kann man in Warschau, Berlin, Wien usw. auch sehen. Das Großstädtische hat etwas Herdenmäßiges und Uniformierendes und nimmt die Eigenart. Höchstens daß in Paris alles noch schablonenhafter ist. Die weiblichen Persönchen stelzen auf ihren Schuhchen, die Lippen ziegelrot geschminkt, wie bemalte Porzellanpüppchen vorüber. Ein Zettel wird mir in die Hand gedrückt: „Maladies intimes“ . . . Paris ist nicht umsonst seit ihrer Gründung Lutetia, die Sumpfstadt . . .

Tuillerien mit Louvre, Place de la Concorde und Champs Elisées . . . eine großzügige Anlage, der Blick von der Seinebrücke ist prächtig. In den Champs-Elisées ist aber nicht alles vornehm. Da sitzen auf Bänken oder eisernen Stühlen Frauen mit Kindern. Kinderkarussells drehen sich, und Kasperletheater locken die Lachlust. Alles gut und schön, aber anderswo würde man das spießbürgerlich finden. Der Tuilleriengarten ist das unbeschränkte Reich der Kinder. Luftballons mit Aufschrift „Louvre“ steigen. Auf kleinen Teichen schwimmen Schiffchen. Es wird gespielt, wie Kinder eben spielen. Anderswo als in Paris aber würde man manches strenger beurteilen. Die Ungeniertheit in der Befriedigung der natürlichen Kinderbedürfnisse würde man vielleicht unanständig nennen. Und wie der Rasen abgestrampelt ist, das würde man auch unschön finden. Wenn man nicht unverwüstlichen englischen Rasen hat, soll man's hinsichtlich des Betretens von Rasenflächen doch mit deutscher Gepflogenheit halten. . . Der Louvre, ein gewaltiger Palast! Das Gambetta-Denkmal davor — hätte Scheidemann das Volk gegen die Entente aufgerufen, dann hätte die Sozialdemokratie ein Recht, sich Frankreich an die Seite zu stellen! Die Sammlungen des Louvre sind gewaltig. Aber wenn man sich etwas von dem Staunen erholt hat, kommen einem die vielen deutschen Sammlungen in den Sinn. Hier im Louvre ist alles Französische zentralisiert; was gibt es sonst Bedeutsames in der Provinz? In Deutschland dagegen streiten sich kleinstaatliche Sammlungen mit denen Berlins um den Preis. Ich denke an Dresden, München, Kassel usw. Und obendrein sind die Sammlungen des Louvre durch Raub zusammengekommen. Schön ist aber der Blick aus einem Eckfenster auf die breite Triumphstraße vom Arc de Triomphe de l'Etoile über den Luxorobelisken zum Triumphbogen auf dem Carouselplatze.

Der Friedhof Père-Lachaise . . ein schöner Aufgang und das stimmungsvolle Denkmal „Aux Morts“. Aber das Ganze mit den unzähligen marmornen Totenhäuschen kommt mir wie eine Liliputstadt französischer Rentner vor. Wie anheimelnder das Gräbergrün deutscher Friedhöfe, der Begräbnisgarten!

Bois de Boulogne . . . Autos sausen hin und her, eins hinter dem anderen, vornehme und vornehmste, oft von Damenhand gesteuert, dazwischen auch Taxi und gewöhnliche Marken. Auf den Straßen. Auf den Bürgersteigen und Waldgängen aber wandelt der biedere Mittelstand. Unter den Nadelbäumen lagern Frauen oder ganze Familien mit den Kindern. Der ursprüngliche Rasen ist nur noch hier und da in Bruchstücken vorhanden. Die mitgebrachten Stullen werden verzehrt, und das Stullenpapier flattert herum. Eine Liliputbahn führt uns gemächlich in den Jardin d'Acclimation, eine Vereinigung von botanischem und zoologischem Garten in mäßigem Ausmaße für genügsame Besucher. Wenn ich nicht fürchtete, ausgelacht zu werden, würde ich das Bois de Boulogne samt dem Leben und Treiben der Pariser darin mit dem Grunewald vergleichen.

Der Eiffelturm . . . Man fährt im Fahrstuhl empor. In jeder Etage muß man aussteigen zu einem Aufenthalt von 10 Minuten. Während dieser Zeit kann man die schöne Aussicht bewundern, Andenken kaufen und die Zukunft befragen. An Souvenirs wird Kitsch angeboten, wie er kaum überboten werden kann. Neben den Andenkenläden stehen viele Automaten, die die Zukunft deuten wollen. „Wie sieht meine Geliebte bzw. mein Geliebter aus?“ „Liebt sie bzw. er mich?“ „Werde ich viel Kinder bekommen?“ „Was macht die Person, an die ich denke?“ „Wie wird's mir gehen?“ Kann man sich spießbürgerlichere Fragen denken?

Zu den einzelnen Sehenswürdigkeiten bin ich nicht im eleganten Auto gefahren, sondern habe den Autobus, die Tramways und die Métro, die Untergrundbahn, benutzt. Die Verkehrsregelung, besonders die Ordnung der Reihenfolge durch abzureißende Nummern an den Haltestellen, ist gut. In diesen Beförderungsmitteln kann man das Pariser Volk ein wenig studieren. Man macht dort Bekanntschaft mit der Höflichkeit und Gutmütigkeit, aber, wie anderswo auch hier, mit entgegengesetzten Eigenschaften. Auf den Fahrten mit dem Autobus, der oft Nebenstraßen benutzen muß, fällt mir der Abstand dieser Nebenstraßen von den Boulevards auf. So eng, häßlich und schmutzig! Und die Leute, die man darin trifft, sehen, besonders am Vormittage, gar schmutzig aus. Von Paris würde man das nicht erwartet haben

Ich will keine Beschreibung von Paris geben. Das ist in kurzen Sätzen bei einer Weltstadt gar nicht möglich. Nur das, was mir zunächst aufgefallen ist, soll ausgesprochen werden. Meist erzählt man nur von der „Großen Oper", den „Thés dansants", besonderen Boulevard-Cafés, dem Quartier latin usw. Als ob es in Paris nur Besonderes gäbe. Und doch, wie überall, nicht nur in Deutschland, trifft man sogar in Paris viel — Spießbürgerliches.

Des Bruders Geist.

Skizze von **Arthur Adler**, Datterode.

Im Hinterstübchen der „Krone" saßen der Arzt, der Apotheker, der Amtsrichter und die beiden Lehrer des Ortes beim gemütlichen Abendschoppen. Das Gespräch behandelte das tägliche Dies und Das und endigte, wie das in diesem Kreis nicht weiter verwunderlich war, bei der Jagd. Die fünf Männer waren eingeschworene Jünger des St. Hubertus.

Nur der Arzt erhob sich, trank sein Glas aus und verabschiedete sich mit einem kurzen Gruß vom Stammtisch.

Der Apotheker brach das Schweigen, welches dem Weggange des Doktors gefolgt war: „Merkwürdig! Ist Ihnen auch schon aufgefallen, daß der Doktor nichts mehr von Jagd hören will?"

„Dabei war er ein vorbildlicher Heger und Jäger!"

„Und sein „Ried" das beste Jagdrevier!"

„Was mag da die Ursache sein?" klangen die wieder lebhaft gewordenen Stimmen der anderen.

„Ist's wahr, daß er kein Gewehr mehr anfaßt?" fragte der jüngere der beiden Lehrer, „er soll sogar den Schlüssel des Gewehrschrankes in den Fluß geworfen haben."

Amtsrichter Kindermann, ein alter, in den Sielen grau gewordener Sechziger, räusperte sich und legte die geschlossene Rechte gewichtig auf den Tisch. „Ist ja Unsinn, was die Leute sagen! Wahr ist, daß unser Doktor der vorbildlichste Jäger in der ganzen Gegend hier herum gewesen ist. Und wahr ist auch, daß einer nur von Diana läßt, wenn ihn ein gewaltiges Erleben aus dem gewohnten Gleise wirft. So ist's unserem lieben Jagdbruder ergangen. Ich weiß es, und ich erzähl's nur, um all das dumme Gerede über ihn abzuschneiden. Aber Schweigen verlange ich!"

Nachdem er das frische Glas angetrunken, begann der alte Herr seine Erzählung:

„Es war im Mai, als die Jagd auf den roten Bock aufging. Schon vorher, sobald er nur eine freie Stunde hatte, weidwerkte der Doktor, pürschte das ganze Revier ab, suchte die Fegestellen und spürte die Wechsel, und seine Augen wurden von Tag zu Tag fröhlicher, je näher das weiße Feld im Jagdschein heranrückte.

„Kindermann", sagte er zwei Tage vor Jagdaufgang zu mir, „alle Mühe wird belohnt. Je voller die Jahre, um so freudiger die Tage! Ich habe einen Bock — einen Bock — —, dagegen sind alle Trophäen über meinem Schreibtisch der reinste Knochenladen! Übermorgen schieße ich meinen kapitalsten Bock. Ich hab' ihn sicher."

Zwei Tage darauf pürscht der Doktor zum „Roten Kopf". Vorsichtig, jeden Wildwechsel meidend, prüft er am Ansitz den Wind. Verfl . . ., in dem Wiesental drömelt der Wind hin und her, kommt bald von unten und bald von oben. Der Doktor flucht, denn morgen und übermorgen kann er nicht hinaus, da steht er an Kindsbetten und hat auch Ärztetagung. Und dazu läuft über den „Roten Kopf" die Reviergrenze.

Also bleibt ihm, um dem Winde auszuweichen und den Bock zu bekommen, nichts anderes übrig, als rauf auf den Baum! Sobald er oben ist, fällt die Dämmerung auf die Wiese, und in die hohen Tannenspitzen ringsum tauchen die ersten Schatten der Nacht. Doch der Bock kommt, auf etwa sechzig Schritt tritt er aus den Tannen und zieht spitz auf den Baum zu, auf dem der Doktor sitzt. Langsam, langsam, millimeterweise hebt der Doktor den Zielarm und bereitet sich zum Schießen. Ein Blick durchs Zielfernrohr, das Büchsenlicht reicht gerade noch aus. Wenn nur der Bock besser stände! So gibt es einen schlechten Schuß und wohl eine lange Suche. Wenn er ihn dann überhaupt kriegt!

Jede Sekunde, die er zögert, verschlechtert die Aussichten, denn es wird mit Macht dunkel, und die Nebel schleiern von der Wiese herauf. Also los! Der Zielstachel rückt auf den Halsansatz, der Stecher knipst fast geräuschlos, da — — das Auge findet kein Abkommen, der Drückfinger zittert, von tausend Schrecken jäh gepackt, setzt der Doktor ab. Er hat etwas gesehen, ein bleiches Gesicht, im Rund des Zielfernrohres, das Gesicht seines Bruders."

„Hans?"

„Ja, seines Bruders Hans."

„Der vor Jahren auf der Treibjagd so unglücklich angeschossen wurde?"

„Ja. Ein paar Sekunden starrt ihn aus den aufkommenden Nebeln das Gesicht des Bruders an, so wie er damals am „Schiefen Rain" vor uns lag, bleich, mit den weit offenen Augen und dem grünen Schlapphut darüber.

Erst als der Bock mit jähen Fluchten abspringt, verschwindet das Gesicht, und der Doktor erwacht aus seiner gräßlichen Erstarrung. Und nun kommt das Wunderbare. Kaum eine Minute später tritt in derselben Richtung der Postbote aus den Tannen, der von einem Bestellgange nach dem Forsthaus Hunsrück zurückkehrt. Ein Mann, der sieben Kinder hat.

Der Doktor hat den Boten seines Weges gehen lassen, ist vom Baum herunter und langsam heimwärts, über das seltsame Erlebnis tief nachsinnend."

„Aber ich weiß nicht", unterbrach hier der Apotheker, „der Schuß — wenn er auch in derselben Richtung lag — mußte doch nicht unbedingt den Briefträger treffen!"

„Ich bin noch nicht am Ende", nickte Amtsrichter Kindermann, „das noch fehlende Glied der logischen Gedankenkette fand sich am anderen Morgen. Als der Doktor sein Gewehr säubert, gewahrt er mit Entsetzen, daß das Fadenkreuz im Zielfernrohr verschoben ist."

„Verschoben?"

„Wahrscheinlich hat die Büchse beim Hinaufsteigen auf den Baum irgendwo angestoßen, das Fadenkreuz saß einige Millimeter zu tief. Der Bock wäre überschossen, nie getroffen worden."

„Aber der Postbote!"

„Und davor warnte ihn der Geist des Toten."

„Der auf ähnliche Weise umkam. Nun verstehe ich, weshalb der Doktor kein Gewehr mehr anfaßt."

Der Amtsrichter erhob sich. „Deshalb wollen wir auch vom Weidwerk schweigen, wenn der Doktor bei uns ist."



Bunte Chronik

* **Wie lange gibt es Wiesen und Heu?** Wann die Menschen auf den Gedanken gekommen sind, Gras zu trocknen, und dieses getrocknete Gras, das Heu, als Viehfutter zu benutzen, dürfte kaum zu ermitteln sein. Jedenfalls war bei den Persern, etwa fünfhundert Jahre vor Beginn der christlichen Zeitrechnung, das Heu schon als Pferdefutter bekannt. Die alten Perser scheinen auch schon bestimmte Landstrecken als Wiesen gepflegt zu haben. In großem Umfange ist jedoch die Wiesenkultur erst bei den Römern aufgekommen. Nicht allein der Landmann legte sich Heuvorräte an, auch der Staat tat dies, um bei einem etwa ausbrechenden Kriege sofort Futter für die Pferde zu haben. Römische Schriftsteller wissen auch schon manches über die Kultur der Wiesen zu berichten und darüber sachverständige Auskunft zu geben. Einige Ratschläge der alten Römer über die Wiesenkultur können auch heute noch als richtig angesehen werden. Die Römer nannten das Heu fenum, woraus im Italienischen fieno und im Französischen foin wurde.

*

* **Elektrisches Schweißverfahren im Brückenbau.** Bei Chicopee Falls in Massachusetts wurde kürzlich eine stählerne Eisenbahnbrücke fertiggestellt, bei der nicht ein Bolzen oder eine Niete verwandt worden ist. Die Teile des sehr langen und hohen Brückenbogens wurden ausschließlich durch elektrische Schweißung mit einander verbunden, wodurch ein Drittel des nach dem alten Verfahren erforderlichen Stahls gespart wurde. Die einzelnen Stücke konnten leichter und dünner gehalten werden, da sie nicht durch die Niet- oder Bolzenlöcher geschwächt wurden. Außerdem ging die Arbeit viel schneller von statten und stellte sich auch bedeutend billiger. Das hier angewandte Verfahren beruht auf einer deutschen Erfindung, die unter anderm bei den neuen deutschen Kreuzerbauten schon zur Anwendung kam.

*

* **Männliche und weibliche Steine?** Ein russischer Wissenschaftler, Dr. Manoilov, führte kürzlich in einem Vortrage aus, daß nach seinen Untersuchungen auch die Steine zweierlei Geschlechts seien. Es sei ihm aufgefallen, daß die gleichen Mineralien zwei verschiedene Kristallformen, eine kubische und eine achteckige, haben. Beim Hinzufügen einer chemischen Substanz sei nun die Reaktion der kubischen Kristalle typisch männlich und die der achteckigen weiblich gewesen. Man könne somit annehmen, daß die Teilung zwischen männlich und weiblich durch die ganze Schöpfung, vom Stein bis zum Menschen, hindurchgehe.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.